

von Schlangen belebte Natur dieser einsamen Gegenden am Bodensee Nahrung zu diesen Vorstellungen. Wenn der Badende am frühen Morgen am Strande von Hegne liegt, beobachtet er im Wasser Schlangen, die aus dem Schilf auftauchen und dem Ufer zuschwimmen. Unwillkürlich steigt im Anblick der Kirche von Mittelzell vor seinem geistigen Auge die Gestalt Pirmins auf, der die Schlangen Hegne und Allensbach zutreibt. Die wenigsten am Strande bleiben beim Erscheinen einer Schlange gleichgültig. Gefühle der Abwehr und Abneigung regen sich im Menschen. Ohne Zweifel muß dies immer so gewesen sein. Die Schlange erscheint als ein unheimliches Wesen, das plötzlich aus dem Gebüsch oder Gras auftaucht, den Menschen erschreckt und tödlich beißen kann. Deshalb ist sie im Jahresbrauchtum unter den bösen Wesen erwähnt und vertrieben. Im antiken Glauben und in der Legende ist sie oft das helfende Tier, das ein Heilkraut bringt und fast immer im Auftrag einer göttlichen Macht oder zur Belohnung für eine gute Tat kommt. Durch solche Vorstellungen ist es bei den Menschen zur Schlangenverehrung gekommen. Der griechische Heilgott Asklepios führt als Attribut eine Schlange bei sich. Funde aus dem frühen Gallien – unter anderen ein Relief im Musée d'Epinal – stellen Gottheiten dar, die Schlangen mit sich führen.

Der Kampf gegen Schlangen ist ein Sagenmotiv, das über die Menschheit weithin verbreitet ist. Apollon hat den Schlangendämon zu Gryneia auf Aiolis besiegt und sein Orakel an dessen Stelle gesetzt. In Poitou, der Umgebung Poitiers, hatte ein Ritter ein Schlangentier überwunden. Das Volk soll das Tier, „la bonne sainte vermine“, mehr geehrt haben als den Bezwiner selbst.

Auch auf der Reichenau und dem benachbarten Allmannsdorf lebte eine Sage, die auf die Verehrung eines Schlangendämons hinweist. Gallus' Oheim, der Beamte der Reichsabtei Reichenau im 16. Jahrhundert, schreibt sie in seiner Klosterchronik. Die Sage war in Generationen von Mund zu Mund weitergegeben worden. „Solliches alles ich nichtzit geschriebe erfunden hab“, berichtet Gallus' Oheim. Die Sage geht um ein Messingbild, das in der Pfarrkirche zu Niederzell auf dem Grabmal des Bischofs Eginno von Osona, dem Erbauer dieser Kirche, gestanden haben soll. Es war „zwo spang lang“, hatte „aine raue form und schöne gestalt“, in „der gerechten drü rösli und in der linggen hand einen schlangen; ouch ersicht man in dem ainen arsbaggen ain löchli“. Oheim berichtet von seinen Landsleuten: „Diesem bild wird von trefflichen lütten vil nachgefragt und von landfarern gesucht.“ Die Sage, die daran anknüpft, deutet den Inhalt dieses Bildes: Es stellte einen Abgott, Allmann genannt, dar, und sei in Allmannstorf gestanden. Die „landschafften“ waren, bevor sie zu christlichem Glauben kamen, zu dem Bild gepilgert und haben den „Gott um Rat und Hilfe“ angefleht. Dieser habe „die responsa und wort“ – den Rat und die Hilfe – „zu dem löchli usgeben“; die „drei rösli“ bedeuten Belohnung und Ehrung; aber er habe auch „der schlang straf und bus“

mitgeteilt. Dieses Bild aufzusuchen war – nach der Sage – die Gepflogenheit der Bodenseebewohner, bevor sie zum christlichen Glauben übergetreten waren. Der stärkere Akzent liegt in der Hilfsbereitschaft des Abgottes, dessen Attribut, die Schlange, aber auch Strafe und Buße mitteilt. Die Schlange genoß mit dem Abgott göttliche Verehrung. Unter anderen Verfechtern christlichen Glaubens sind auch Pirminus und sein Zeitgenosse Bonifatius in ihren Predigten und Schriften gegen diese „Teufelsbulle“ vorgegangen, wie sie solches Brauchtum nannten. Sie lehnten sich an die Schriften des Bischofs Caesar von Arles an, der die heidnischen Gewohnheiten seines Landvolkes in Südgallien genau kannte und dessen Schrifttum für die Prediger der nachfolgenden Jahrhunderte allgemein maßgebend geworden war. In einer Bauernpredigt, die Bischof Martius von Bracara im 6. Jahrhundert vor seinen suebischen Landsleuten hielt, verurteilt er die Motten-, Mäuse- und Würmertage, an denen diese Tiere göttliche Verehrung fanden. Nun verbietet ein Landgebot des Herzogs Maximilian von Bayern wider Aberglauben, Hexerei, Zauberei vom Jahre 1611 unter anderem auch „Schlangen, Ratzen, Würm und Ungeziefer“ zu bannen durch Beschwörungen und andere Mittel. Was besagt dieser Erlaß anderes, als daß solche heidnische Anschauungen auch in unserem Lande verbreitet waren?

Heute noch ist der Brauch der Schlangenbannung im Schwarzwald und im Westfälischen am Lichtmeßtag und am Peterletag am 22. Februar. Ohne Zweifel sind diese Bräuche noch Reste vorchristlichen Glaubens und reichen in früheste Zeit zurück. Nie suchte die Kirche heidnische Gewohnheiten zu verdrängen; das wäre vergebliche Arbeit gewesen. Sie hat sie umgeformt in christliches Glaubensleben eingeordnet. So stellte sie gegen die Schlangendämonen Heilige auf und fügte ihnen als Attribut die Schlange bei. Wer will sich aber gegen denjenigen wenden, der in der Schlangenabwehr der Heiligen ihren Kampf gegen das Böse überhaupt zu sehen wünscht? St. Hilarius war nicht nur Schützer vor Schlangen, er wurde ein Helfer gegen den Unglauben seiner Zeit. Chlodwig soll im Kampfe gegen die arianischen Westgotenkönige bei Poitiers im Jahre 507 unter Anrufung von St. Hilarius seine Truppen angespornt haben. So kann auch jeder das Gemälde St. Pirmins nach seinem Sinn deuten: Pirminus als Helfer bei der Vertreibung der Schlangen von der Insel Reichenau oder Pirminus als Sieger im Kampf gegen das Heidentum im Bodenseegebiet. Jeder wird in seiner Behauptung recht behalten.

Schillers „rote Totenklage“

Von Wilfried Nölle

Im Musenalmanach von 1798 ist Schillers „Nadowessische Totenklage“ – später in „Nadowessiers Totenlied“ umbenannt – zum ersten Male veröffentlicht worden.

Das Gedicht ist das einzige, das Schiller der indianischen Welt widmete¹. Es behandelt den Glauben der (Prärie)-Indianer an ein Weiterleben nach dem Tode „in der Seelen Land“. Des Dichters Vorlage war bekanntlich die 1780 bei C. E. Bohn in Hamburg erschienene deutsche Ausgabe des englischen Werkes „Jonathan Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nord-Amerika“².

Ein Vergleich der einschlägigen Stellen des Carverschen Reiseberichtes mit dem Gedicht zeigt eine enge Abhängigkeit Schillers von seiner Quelle³. Carver, der von 1732 bis 1780 lebte und in den Jahren von 1766 bis 1768 das Innere Nordamerikas bis zu den Anthonyfällen des Mississippi bereiste, war ein nüchterner Beobachter. Dies hat bereits sein Biograph Gregory festgestellt⁴. Er hat bei seinem Aufenthalte bei den Nadowessiern nahe beim Flusse St. Croix ganz richtig gesehen, daß das Auftreten des Todes von den Indianern niemals den Menschen zur Last gelegt wurde. Der Indianer hat damals wie heute den Tod immer realistisch hingenommen. Natürlich liebt er das Leben. „Oh! daß ich wieder leben könnte!“ sagt auch einer der beiden Helden in dem Schöpfungsmythos der vier Nachtwachen der mit den Nadowessiern verwandten Winnebago. „Ich liebte das Leben, die Taten und Handlungen, die ich vollzog, und ich sehne mich danach, sie wieder zu vollziehen.“⁵ Der Tod ist dem Indianer wie vieles andere ein Rätsel. „Wohin ist der Atem entflohen“, fragt er. Er sucht ferner Antwort auf die Frage, wie man die Verbindung mit den Lebenden aufrechterhalten kann. Carver berichtet solche Fragen, zugleich teilt er die indianischen Antworten mit: „Deine Seele lebt noch in dem großen Land der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen sind.“⁶ Man muß Carver glauben. Noch heute sind von den Indianern solche Äußerungen zu erhalten. Der Mythos enthält die gleichen Antworten⁷.

Schiller hat nur an einer Stelle diesen indianischen Glauben verzeichnet. Er läßt den Indianer singen: „Wohl ihm! Er ist hingegangen, / Wo kein Schnee mehr ist.“ Aber gerade dort, wo ewig Schnee ist, fühlen sich die Toten wohl. Von Zeit zu Zeit ziehen die Indianer gruppenweise hinauf in die majestätische Gletscherwelt der Rocky Mountains, um die Geister der guten Toten zu besuchen, die dort um die Wipfel kreisen⁸. Carver berichtet ferner von dem Bären, dem gesuchtesten Jagdtiere (p. 229, 331), von dem Rentier, das bei den Indianern des Nordens einstens die gleiche Rolle spielte, wie bei den heutigen Lappen (p. 367 f.) und von dem rituellen „Bemalen“ (p. 195). Schiller hat diese Hinweise ebenfalls benutzt. Er komponierte alle Angaben Carvers zu einem „indianischen“ Paradies-Bild, das mit der Jenseitsvorstellung der Prärieindianer weitgehend übereinstimmt⁹.

Das Land der Seelen ist diesen Menschen mit einer naturgebundenen Lebensweise die ins Himmlische transponierte irdische Welt. Von dieser Vorstellung her ist auch die Bestattungsweise des Prärieindianers zu verstehen. Bei Carver wird sie beschrieben: „Wir wollen

deinen Körper sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn wir auch in dem großen Lande der Seelen ankommen (p. 335).“ Schillers Indianer ruft daher auch: „Bringet her die letzten Gaben / Stimmt die Totenklage“¹⁰ / Alles sei mit ihm begraben / Was ihn freuen mag.“ Kein Gegenstand der materiellen Kultur wird vergessen, weder das Kriegsbeil, die Bärenkeule zur Wegzehrung¹¹, noch das Skalpmesser, noch die Farben, die der Tote im Jenseits benötigt, um sich für die rituellen Tänze zu bemalen, „Daß er rötlich möge strahlen / In der Seelen Land.“ Nicht anders berichtet Philipp Georg Friedrich von Reck in seinem Diarium über seine Reise nach Georgien im Jahre 1735: „Alle seine Habseligkeit wird mit in die Grube geworfen ... auf die Grabstelle wird etwas Tabac gesträuet, und ein irden Topf mit Wasser gesetzt, damit der Geist, wenn er auferstehet, etwas zu zehren finde.“¹²

Schiller hat also den Indianer durchaus „lebensecht“ im Sinne seines von ihm theoretisch entwickelten Realismus gesehen. Die Rothaut war ihm weder eine mit pathetischem Mitleid zu betrachtende Dulderfigur¹³ – wie bei Seume, Lenau und Chamisso – noch ein Heros und Elegiker, als den sie dreißig Jahre nach der Veröffentlichung des Gedichtes James Fennimore Cooper in seinen „Leatherstocking-Tales“¹⁴ hinstellte. Des Dichters „rote Totenklage“ ist keine Klage des Indianers über die Unversöhnbarkeit der sogenannten primitiven Kultur mit der modernen Zivilisation, sie ist ganz schlicht ein Lied des roten Mannes, das von dem Schicksal des Verstorbenen kündigt.

Die Literatur weiß von solchen Liedern; sie berichten nicht nur analog zur „Totenklage“ über das Leben, das den Toten im Jenseits erwartet, sie erzählen auch in aller Weitschweifigkeit von der „Reise der Seele zum Geisland“, wo es keine Arbeit gibt, keine Nacht, aber Nahrung in Hülle und Fülle und wo alle geliebten Toten dastehen und sie willkommen heißen¹⁵. Folgerichtig ist daher in der Gedichtsammlung der Titel „Nadowessische Totenklage“ in „Nadowessiers Totenlied“ umgeändert worden. Er paßte besser zum Inhalt des Gedichtes¹⁶.

Schillers „rote Totenklage“ steht mit am Anfang einer realistischeren Schau des Indianers, den er wie den Helden in seiner riesigen Wallensteinichtung so realistisch als möglich sehen wollte. Diese nüchterne Betrachtung wurde trotz Lenau und Chamisso auf deutschem Boden fortgesetzt durch Charles Sealsfield (Karl Postl) und seine Nachfolger Gerstäcker, Strubberg und Möllhausen.

¹ Schiller hatte „nicht übel Lust ... noch vier oder fünf kleine Nadowessische Lieder nachfolgen zu lassen, um diese Natur ... durch mehrere Zustände durchzuführen“ (Brief an Goethe vom 7. 7. 1797).

² Das englische Original „Travels through the interior parts of North America“ erschien 1774 in London.

³ Karl Goedeke (Schillers sämtliche Schriften – Historisch-kritische Ausgabe, 11. Teil, p. 448 f., Stuttgart 1871) und Ernst Müller (Friedrich Schiller – Das Meisterwerk, Bd. 1, p. 663 f., Stuttgart 1954/55) drucken die charakteristischsten Stellen ab.

⁴ Gregory, Jonathan Carver, his travels etc., Milwaukee 1896. Schiller spricht irrtümlich von Thomas Carver (Brief an Goethe vom 30. 6. 1797), Goedeke schreibt Johann C.

⁵ P. Radin, The Culture of the Winnebago, Sp. Publ. Bollingen Foundation, Nr. 1, 1949, p. 28 und 37. An. Rep. Bureau of American Ethnology, Washington 1932, p. 313.

⁶ Zit. Müller, l. c., p. 663. Im Original p. 333 ff.

⁷ P. Radin, Gott und Mensch in der primitiven Welt, p. 416 f., Zürich 1954.

⁸ Schreiber dieser Zeilen konnte dies bei seinem Aufenthalte in der Reservation der Navajo im Frühjahr 1953 beobachten. Vgl. W. Nölle, Navajo und Tewa heute, Jahrbuch des Lindenmuseums, Stuttgart 1955.

⁹ Vgl. hierzu Ruth Benedict, Patterns of Culture, New York 1934, deutsch u. d. T. Kulturen primitiver Völker, p. 231, 101–103, Stuttgart 1949.

¹⁰ Vgl. R. Benedict, l. c., p. 102.

¹¹ Ein Motiv, das sich in fast allen indianischen Trauerliedern findet. Eine Ausnahme bilden die Lieder der Yuma im Südwesten der USA.

¹² Die Yuma bestehen auf eine vollständige und unwiderstehliche Vernichtung von allem, was mit einem lebenden Menschen verbunden war. – Das Diarium ist enthalten in den Nachrichten von der Königlich-Groß-Britannischen Colonie Saltzburger Emigranten (Samuel Urlsperger, Halle, Waisenhaus, 1735–1752, 3 Bde., Bd. 1, p. 859 bis 876), Bd. 3 teilweise abgedruckt in: H. Bernatzik, Die neue große Völkerkunde, p. 75 ff., Frankfurt 1954.

¹³ Zuletzt noch bei Ludwig Ullmann, Sonntagsblatt Staatszeitung und Herold, New York, 10. 5. 1953.

¹⁴ Die „Lederstrumpf-Erzählungen“ erschienen in den Jahren 1823–1841.

¹⁵ Siehe z. B. das schöne Trauerlied eines neukaledonischen Häuptlings bei M. Leenhardt, Documents Neo-Caledoniens, Travaux Inst. d'Ethn. IX., p. 485 bis 508, Paris 1932. Über die Reise ins Geisterland berichtet der Mythos der Winnebago, den P. Radin (Gott und Mensch etc., p. 420 ff.) mitteilt. Vgl. auch P. Radin, The Road of Life and Death, New York 1945.

¹⁶ Ernst Müller, l. c., p. 663.

Erinnerungen an Schillers hundertsten Todestag

Der 9. Mai 1905 nahte mit Riesenschritten. Schon begann man den Himmel um trockenes Wetter anzuflehen. Es wurde höchste Zeit, mit den Vorbereitungen zum 100. Todestag des großen Schwaben zu beginnen. Die Theater, der württembergische Hof, der Liederkranz, der Literarische Klub, die Gesangsvereine, alle planten Großes und rüsteten fieberhaft. Aber auch jedes, wenn auch noch so kleine Lädchen, jede kleine „Wirtschaft“, nahm mit irgendeiner festlichen Auslage, einer Inschrift oder Girlande aus Tannenzweigen und Frühlingsblumen, bezug auf den großen Tag; Fahnen wehten, Blumen wurden an den Straßenecken in duftender Fülle feilgeboten ...

Unbeschreiblich aber war die Wirkung all dieser Festlichkeiten auf die ohnehin begeisterungsfähigen und begeisterten Gemüter von uns Dreizehn- und Vierzehnjährigen! All unsere Gedanken kreisten um Schiller, wunderbare Aufsätze wurden geschrieben, Gedichte verteilt, Intrigen gesponnen, wer „Die Teilung der Erde“ vor der Königin recitieren durfte und wer dessen unwürdig war. In der „deutschen Literatur“ lasen wir den Wallenstein. „Liebesgedichte könnt ihr noch nicht vorlesen“, sagte unser Literaturlehrer und schlang seine unwahrscheinlich langen Beine um das Tischbein, „ich lese den Max und de Thekla!“ Es war wahrhaftig tragisch schön, wenn er nach kräftigem Räuspern anhub, „der Eichwald brauset – die Wolken zieh'n“ – und dann mit vorwurfsvollem Blick auf unsre spöttischen Gesichter, „das Mägdlein setzt an Ufers Grün...“ Auch mit dem Lied von der Glocke machte er's uns nicht leicht, und wir mußten es, obwohl wir noch im Lachalter waren, mit fürchterlichem Ernst „hersagen“, sonst hieß es gleich, – „Wenn gute Reden sie begleiten – dann fließt die Arbeit monter fort – aber natürlich“, schrie er uns plötzlich ganz unerwartet an, „natürlich hat Schiller mit dem Wort monter nicht euer dommes Gelächter gemeint!“ Ach, gelernt haben wir trotz dieser mehr heiteren Erlebnisse unendlich viel bei ihm und unserer klugen Schulvorsteherin, Ehre ihrem Andenken, viel Wissen um den Dichter und sein gigantisches Werk – und damit viel für unser künftiges Leben! Daß es manchmal etwas strapaziös zugeht in der Literaturstunde, möge seiner Schillerbegeisterung zugutegehalten sein, und uns hat's nicht geschadet, wenn wir – man höre und staune – bänkeweise abgeteilt – unter Gelächter und absichtlich durcheinandersprechend – die Truppen Wallensteins im Chorus brüllen mußten: „Der erste Bank liest die Füsilieri, die zweite die Kürassiere, die dritte die Arkebusiere!“ Oh, es war herrlich.

Der 9. Mai ist da, und wir Schulkinder dürfen beim Schillerdenkmal nahe der Stiftskirche, während alle Fenster der umliegenden Gebäude dicht besetzt sind, das Lindpaintnerische „Regst du o Lenz die jungen Glieder“ singen. Da der Schillerplatz nicht alle Stuttgarter Schulkinder fassen konnte, durften von jeder Klasse, auch von den Bubenschulen, nur die fünf Besten mitmarschieren und mitsingen, die Mädchen weißgekleidet mit Blumenkränzen im offenen Haar; es wurde zur stolzen Erinnerung. Viele Menschen weinten, als die frischen Kinderstimmen über den Platz weithin klangen.

Da aber vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, fehlte auch an diesem Tage die Komik nicht. Daß zum Beispiel der junge Schiller bestimmt nicht so ausgesehen hatte wie der im Festzug, grüner Frack und feuerrote Faschingsperücke, – das wußten wir ganz gewiß! Viel liebenswürdiger war jenes alte runzlige Weiblein, das aus einer der Seitengassen gekommen war und hinter uns im Gedränge stand. Es hob die Schürze an die Augen und sagte: „Daß 'r (Schiller) dees nemme erlebt hot: s'isch zom Heule!“

Else Pfeiffer-Bonhöffer